Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 48 (2022)
Heft: 1

Artikel: Die Corona-Pandemie : ein Seiltanz zwischen Verständnis und Grenzsetzung

Autor: Hellmüller, Ursula / Ryser, Christian / Bachmann, Markus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-981572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Corona-Pandemie – ein Seiltanz zwischen Verständnis und Grenzsetzung

2022-1
Jg. 48
S. 19 - 24

Drei Suchtinstitutionen gewähren während der nervenaufreibenden und ressourcenintensiven Zeit der Corona-Pandemie einen Einblick in ihren Arbeitsalltag. Am virtuellen runden Tisch werden die unterschiedlichen Herausforderungen im ambulanten und stationären Setting, die Gemeinsamkeiten auf der Ebene der Organisationsführung, aber auch neue Projekte und digitale Innovationen, welche dank der ausserordentlichen Lage entstanden sind, diskutiert. Eine grosse Dankbarkeit kam vonseiten der Klient:innen zum Tragen, denn gerade in Krisenzeiten sind vulnerable Gruppen mehr denn je auf die Angebote der Suchthilfe angewiesen.

DAS VIRTUELLE FACHGESPRÄCH FAND IM NOVEMBER 2021 MIT URSULA HELLMÜLLER (GESCHÄFTSLEITERIN SUCHTHILFE OST), CHRISTIAN RYSER (GESCHÄFTSFÜHRER BERNER GESUNDHEIT) UND MARKUS BACHMANN (CO-GESCHÄFTSFÜHRER AKZENT PRÄVENTION UND SUCHTTHERAPIE) STATT.
Die Fragen für das SuchtMagazin stellten Walter Rohrbach (Redaktionsleitung SuchtMagazin, Infodrog) und Sandra Bärtschi (Infodrog).
Verschriftlichung des Fachgesprächs durch Sandra Bärtschi (Infodrog).

Die Corona-Pandemie: nervenaufreibend und ressourcenintensiv

Walter Rohrbach: Das Ziel unseres Gesprächs ist ein digitaler runder Tisch, der einen Austausch unter den Institutionen ermöglicht, indem Erfahrungen und Erkenntnisse gemeinsam zusammengetragen werden können. Gerne möchte ich von Ihnen wissen, was die besonderen Herausforderungen während der Pandemie waren. Was ist innerhalb ihrer Institution geschehen und wie sieht die aktuelle Situation bei Ihnen aus?

Markus Bachmann: Ich beginne mit der aktuellen Situation. Wir haben bis vor zwei Wochen immer gesagt, dass wir sehr gut durch die verschiedenen Phasen der Pandemie durchgekommen sind. In den letzten zwei Wochen hat sich dies verändert. Wir hatten erstmals eine Ansteckungskette innerhalb der Mitarbeitenden bzw. dem Team der Suchttherapie. Dies löste viele Verunsicherungen aus, mit Quarantänen und Isolationen. Glücklicherweise waren primär Mitarbeitende und keine Klient:innen betroffen. Unsere Ressourcen werden dadurch stark strapaziert und die Frage taucht auf, ob man die Massnahmen wiederum verschärfen muss. Aktuell ist daher viel Unruhe vorhanden. Wenn ich nun den Bogen zum Beginn der Pandemie schlage, dann kann ich feststellen, dass dies eine sehr anstrengende Zeit war. Die Erfahrungen im Umgang mit der Pandemie fehlten. Dies war eine grosse Herausforderung für die Institution, insbesondere für die Mitarbeitenden sowie für die Klient:innen. Der Zugang zu Informationen, auch vonseiten der Behörden, dauerte etwas. Was ich sehr schätzte, war der interinstitutionelle Austausch. Es ging allen gleich, jedoch war der Austausch sehr offen und wir konnten untereinander Ideen diskutieren. Dies war eine gute Erfahrung. Wir waren gefordert und richteten aufgrund der vielen Fragen von Mitarbeitenden und der Klientel eine interne Taskforce ein. Zu Beginn hatten wir zum Teil keine Antworten darauf und wir bemühten uns in der Taskforce entsprechende Antworten zu finden. Die Taskforce besteht bis heute und ist nach wie vor das Gremium, das bei behördlichen Empfehlungen oder Änderungen von Massnahmen reagiert und dies auf unseren Betrieb adaptiert. Die Zentralisierung dieser Aufgabe war ein hilfreiches Instrument. Zu Beginn kamen die Informationen von allen Seiten und es war zum Teil ein grosses Hin und Her von Haltungen und Meinungen. Die Taskforce hat dann die Informationen, die faktenbasiert vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) oder vom Kanton gekommen sind, gesammelt, übersetzt und entsprechend transportiert. Die aktuelle Situation empfinde ich wiederum als anspruchsvoll, vor allem mit den steigenden Ansteckungszahlen. Ich habe zuvor gerade wieder ein E-Mail aus unserem Pool-Testing erhalten, dass wir ein positives Resultat haben. Jetzt müssen wir die Leute erneut zum Testen aufbieten. Es zehrt an den Ressourcen und an den Nerven der Mitarbeitenden und der Klientel. Dies wirkt sich auch auf die Zusammenarbeitsatmosphäre aus. Es sind Spannungen da, man ist müde von all diesen Massnahmen. Wir hatten lange auch Mühe, die Massnahmen bei den Klient:innen hochzuhalten und mussten sie immer wieder an die Maskenpflicht erinnern.

Die Soziale Arbeit ist nicht standardisierbar – genau wie die Krise

Ursula Hellmüller: Ich kann gerade anschliessen. Es ist lustig, dass du vor zwei Wochen noch gesagt hättest, alles ist gut. Ich warte etwas unruhig auf diesen Moment. Bei uns ist der Stand noch wie bei dir vor zwei Wochen. Ich glaube jedoch, dass sich gewisse Dinge im ambulanten und teilstationären Bereich anders zeigen als im stationären Setting. Aufseiten der Klient:innen ist es bei uns überhaupt kein Problem.
Ich habe den Eindruck, dass wir Profis sind, weil unsere Arbeit bzw. die Soziale Arbeit nicht standardisierbar ist und genau dies passiert in der Pandemie auch. Wir haben etwa zehn verschiedene Schutzkonzepte geschrieben und müssen immer wieder Anpassungen vornehmen bzw. mit diesen Ungewissheiten leben. Mein Eindruck ist, dass unsere Mitarbeitenden sowie unsere Klientel extrem gut mit solchen Situationen umgehen können, weil sie dies aus ihrem Alltag kennen. Ich war wirklich erstaunt, wie gut sie sich an die Regeln halten. Es wird nicht reklamiert, sondern ich erlebe eher eine grosse Dankbarkeit vonseiten der Klient:innen, dass wir offen haben und dass wir sie auch besuchen kommen und damit versuchen, eine noch grössere Vereinsamung zu verhindern. Eine Schlüsselsituation erlebte ich in der Stadtküche, als sich ein Klient bei mir bedankte, dass unser Angebot offen ist. Dies war während der Zeit, als alle Restaurants zu waren. Die Stadtküche ist etwas dazwischen, denn bei uns gibt es auch Bier und es ist eigentlich eine Art Restaurant, einfach nur für «ausgewählte Personen». Dieser Klient erzählte, er wisse nicht, wann er es zum letzten Mal erlebt hatte, dass es ihm besser gehe als dem Rest bzw. den Integrierten. Ich fand dies schön und gleichzeitig auch etwas traurig, denn ich sage mir fast jeden Tag, dass ich in diesem Leben privilegiert bin und unsere Klient:innen erleben dies eher selten. Für den entsprechenden Klienten war es ein Moment des Glücks, weil er einmal etwas mehr vom Kuchen abbekam als die Allgemeinheit. Auf Ebene der Mitarbeitenden war es ähnlich wie bei Markus. Wir hatten eher zu Beginn Ansteckungen und als das Impfen begann, beruhigte sich die Situation wieder. Bei uns ist Corona ein fixes Traktandum in der Abteilungsleitungssitzung, die alle zwei Wochen stattfindet. Es ist immer ein Aushandeln und ein Arbeiten mit Verständnis, da nicht alle die gleichen Ansichten haben. Wir haben jedoch klare Vorgaben vom Kanton und vom BAG und wir versuchen diese sachlich umzusetzen. Ich fühlte mich vom Kanton sehr unterstützt. Wir konnten unsere Mitarbeitenden der Kontakt- und Anlaufstelle gratis schulen, damit diese vor Ort testen können. Zusätzlich bekamen wir ein mobiles Impfteam, das bei uns vorbeikam. Das war super. Dazu verfügen wir über Beschäftigungsprogramme und dort kam der Kanton sogar vorbei und kontrollierte das Einhalten des Schutzkonzeptes. Ich erlebte dies nicht als Kontrolle, sondern wir wurden in unserer Verunsicherung ernst genommen und erhielten Unterstützung. Ich denke, dass vieles einfacher gegangen ist, als im ersten Moment angenommen. Zusätzlich mussten wir unsere Infrastruktur aufrüsten mit Handys, Laptops, Zoom, Webinar, Webex etc. Dies hat sich mittlerweile alles etwas beruhigt.

Digitalisierungsschub dank der ausserordentlichen Lage

Christian Ryser: Ich kann nun ebenfalls meine Perspektive kurz schildern. Vieles wurde bereits gesagt. Als die Einladung zu diesem Gespräch bei mir eintraf, war die Situation noch eine andere. Grundsätzlich funktioniert es in unserer Institution bestens, aber die gesamte Situation belastet allmählich auch persönlich. Man wird müde, gerade durch die unsichere Lage, ob wieder drastischere Massnahmen notwendig werden. Dies treibt mich etwas um. Ebenfalls der Ärger über übergeordnete Entscheide, die nicht nachvollziehbar sind, beispielsweise das Testen an Schulen oder eben das Nicht-Testen in den Schulen. Aufseiten der Klient:innen bzw. Kund:innen konnten Veranstaltungen nicht mehr durchgeführt werden. Wir sind beispielsweise in der Sexualpädagogik tätig und die Schulen liessen keine externen Personen mehr zu, woraus bei uns ein Angebotseinbruch resultierte. Ebenfalls das Verschieben auf Online-Angebote ging bei den Kund:innen zu Beginn eher schleppend voran. Auf der andern Seite waren die meisten Klient:innen jedoch froh, dass wir überhaupt etwas anboten. Wir hatten immer offen und man konnte bei uns vorbeikommen. Klient:innen, die jedoch Angst hatten oder aus anderen Gründen das Haus nicht mehr verliessen, nutzten dies zum Teil, um etwas unterzutauchen. Die meisten waren jedoch froh, dass sie auf irgendeine Weise noch mit uns in Kontakt bleiben konnten.
Viele Dienste fuhren ihr Angebot herunter oder waren nur noch telefonisch erreichbar und deshalb landeten auch viele Personen bei uns, die eigentlich nicht zu uns gehört hätten. Diese Personen konnten wir dann wenigstens triagieren, auch dank der guten Vernetzung, die wir mit anderen Angeboten haben. Daneben wurde aufgrund der ausserordentlichen Lage die Digitalisierung vorangetrieben, gerade auch bei Mitarbeitenden, die weniger technikaffin waren. Wir hatten keine andere Wahl und davon profitieren wir nun nachhaltig in der Zusammenarbeit sowie im Austausch. Wir haben gerade heute unsere Reise- und Spesenkosten angeschaut, die praktisch eingebrochen sind. Natürlich immer auf Kosten des informellen Austausches. In diesem Sinne ist es wichtig, einen guten Mittelweg zwischen dem Austausch online und den physischen Treffen zu finden. Weiter halfen sich unsere Teams, die sonst auch gut zusammenarbeiten, unter Stress noch viel stärker aus. Wenn beispielsweise jemand vom Sekretariat ausfiel, wurde dies sofort durch ein anders Teammitglied aufgefangen. Im Beratungsteam ebenfalls. Es war wirklich eindrücklich, wie unsere interne und externe Dienstleistungsbereitschaft zum Tragen gekommen ist.

Hohe Auslastung in der Beratung und der Therapie, Nachfrageeinbruch bei der Prävention und Gesundheitsförderung

Sandra Bärtschi: Ich würde gerne auf die Unterschiede bei der Auslastung der verschiedenen Angebote zu sprechen kommen. Ursula hat dies zuvor kurz angesprochen und Christian nun auch mit den Angeboten an Schulen, die zurückgegangen sind. Wie würdet ihr die Auslastungssituation während den verschiedenen Phasen

der Pandemie beschreiben sowie im aktuellen Herbst? Waren die Angebote stärker nachgefragt und wo gab es einen Nachfrageeinbruch?

Christian Ryser: Die Angebote in der Gesundheitsförderung und Prävention bzw. alles, was mit den Schulen oder Institutionen zu tun hatte, brach massiv ein. Die Schulen durften teilweise keine externen Veranstaltungen mehr durchführen. Selbst als wir unsere Angebote umstellten und online durchführen konnten, waren viele Gemeinden und andere Institutionen technisch noch nicht so weit. Wir konnten dies mit Angebotsentwicklungen auffangen und die Auslastung blieb dadurch konstant. Die Nachfrage in der Beratung und der Therapie blieb immer sehr hoch, auch mit den zusätzlichen Klient:innen, die eigentlich nicht zu uns gehören würden. Wir konnten jedoch nicht einfach sagen, schaut selbst. Daher blieb die durchschnittliche Auslastung hoch. Nun beginnen bereits wieder die ersten Absagen von Schulen für Veranstaltungen. Die Schulen sind erneut mit ganz anderen Dingen beschäftigt und sind teilweise auch nicht bereit, sich digital zu treffen. Es ist etwas ernüchternd, dass man es nicht geschafft hat, die Last von den Schulen zu nehmen. Wir sind wieder im gleichen Dilemma drin wie zu Beginn der Pandemie. Die Schulen müssen Zusatzaufgaben übernehmen, die nicht zu ihrem Kerngeschäft gehören. Dies verdrängt u. a. unsere Veranstaltungen.

Ursula Hellmüller: Es ging uns genau gleich. Die einzige Abteilung, die ihre Leistung nicht wie vorgesehen erbringen konnte, war die Prävention und die Gesundheitsförderung mit den Schulen. Gewisse Schulen waren ganz zu und bei anderen konnte man mit Masken oder dann als «Geimpfte» trotzdem gehen. Ich erwarte in der nächsten Zeit auch wieder Absagen. Unser Team hat zu Beginn der Pandemie das Format neu bzw. online aufgesetzt. Beispielsweise haben Eltern mit mehreren Kindern die Online-Elternabende sehr geschätzt, da beide Elternteile teilnehmen konnten. Zuvor musste jeweils ein Elternteil zu Hause bleiben und die restlichen Kinder betreuen. Dies war ein Gewinn für die Abteilung Prävention und Gesundheitsförderung, ansonsten war es schon eher ein Frust und wird es wahrscheinlich wieder werden. Wir haben auch Mitarbeitende, die Eltern sind und in eine Quarantäne müssen, weil ihre Kinder in Schulklassen mit positiven Fällen sind. Ansonsten ist unsere Auslastung sehr hoch. Die Beratung ist massiv gestiegen. Sicherlich ein Drittel mehr Klient:innen, die kommen. Bei der Kontakt- und Anlaufstelle und bei der Stadtküche dürfen nur eine reduzierte Anzahl von Klient:innen drin sein. Daher müssen sie etwas flexibler raus- und reingehen, damit alle das erhalten, was sie brauchen. Die Nachfrage ist auf jeden Fall gut.

Markus Bachmann: Bei uns im stationären Setting waren wir zu Beginn der Pandemie unsicher, wie sich dies auf die Belegungssituation auswirken würde. Viele Klient:innen in der Therapie stellten sich die Frage, ob sie bleiben oder besser nach Hause gehen sollten, solange sie noch konnten. Wir versuchten die Klient:innen zu informieren, was wir bieten konnten und was unsere Vorteile waren. Erstaunlicherweise blieben alle und wir hatten durch die gesamte Pandemie eine sehr hohe Belegung. Wir mussten zeitweise eine Warteliste führen, weil viele Entzugsstationen weiterhin Personen in den Entzug aufnahmen und von dort kamen vermehrt Anfragen für ein weiterführendes Therapieangebot. Wir erklärten uns dies damit, dass viele Personen im Entzug nicht mehr grosse Alternativen hatten, weil alles geschlossen war und sie sich daher für eine anschliessende Therapie inkl. Betreuung entschieden. Die Warteliste führten wir bis im Sommer. Danach kamen bis Oktober jedoch kaum mehr Anfragen. Alle wollten austreten. Ebenfalls die Patent:innen der Entzugsstationen wollten nach draussen gehen und kein weiterführendes Angebot mehr in Anspruch nehmen. Im Herbst 2021 begann es sich wieder zu normalisieren und nun sind wir im normalen Anfragemodus. Aktuell haben wir nicht mehr so einen «Run» wie zu Beginn der Pandemie. Wir sind froh, dass wir so gut durch die Krise gekommen sind, was unsere Belegung anbelangt. In der Prävention sah es etwas anders aus. Viele Veranstaltungen wurden abgesagt. Das gesamte Team besuchte eine IT-Schulung und stellte ihre Angebote auf Webinare um. Sobald es jedoch möglich war, wurden die Veranstaltungen wieder vor Ort durchgeführt. Aktuell ist wieder eine unsichere Phase. Im Grossen und Ganzen sind wir jedoch mit unserer Belegungssituation gut durch die Krise gekommen.

Fernunterricht an Schulen – ein grosser Stress für Familien und Mitarbeitende

Christian Ryser: Die Quarantäne-Massnahmen an Schulen erachte ich im Gesamten bzw. für unsere Gesellschaft, was das Psycho-Soziale anbelangt, als das Einschneidendste. Wenn die Schulen auf Fernunterricht umstellen müssen, was dies für Stress auslöst in den Familien sowie bei Mitarbeitenden, die selbst Kinder in der Schule haben, dies erachte ich als eine der härtesten Massnahmen. Aus diesem Grund ist es wichtig, dass wir alles daransetzen, dass das Umstellen auf Fernunterricht nicht wieder zur Regel wird.

Eine gute externe Unterstützung stabilisiert intern

Markus Bachmann: Ich kann noch eine Ergänzung zur externen Unterstützung machen. Wir sind in Luzern sehr gut unterstützt worden, insbesondere von unserer kantonalen Dienststelle. Als Suchtinstitutionen unterstehen wir dem Gesetz der sozialen Einrichtung und sind gleichgestellt mit allen Heimen. Von dort kamen viele Informationen für uns, zum Teil auch durch die Mitunterstützung von Curaviva, welche viele Informationen für ihre Heime zur Verfügung stellten und wir konnten diese Empfehlungen auf uns adaptieren. Wir wurden regelmässig «upgedatet» und der stationäre Bereich konnte von mobilen Impfequipen profitieren. Wir kamen relativ früh daran, bereits im März 2021 konnten sich die Klientel sowie die Mitarbeitenden impfen lassen. Nun haben wir wieder das Angebot für eine Booster-Impfung. Sie werden erneut direkt vorbeikommen. Diese zentrale Organisation war eine grosse Entlastung bzw. Unterstützung für uns.

Christian Ryser: Bei uns sind die Informationen vonseiten des Kantons auch sehr gut geflossen. Wir wurden

recht schnell als systemrelevant eingestuft, was auch für das Bewusstsein der Mitarbeitenden hilfreich war. Dadurch konnten wir durchsetzen, dass wir offenbleiben und das Angebot aufrechterhalten. Dies hat sehr geholfen, unsere interne Kommunikation zu unterstützen. Wir sind nun gespannt, was uns bezüglich der Corona-bedingten Zusatzkosten noch erwartet.

Was bleibt nach der Krise?

Walter Rohrbach: Uns würde auch noch interessieren, welche Veränderungen es gegeben hat. Ihr habt dies bereits etwas angesprochen, beispielsweise die Digitalisierung, die vorangetrieben wurde. Was wird davon bleiben und wie hat sich der Kontakt mit den Klient:innen verändert? Einerseits ist der Schutz der Mitarbeitenden wichtig und andererseits muss trotzdem die Unterstützung für die Klient:innen aufrechterhalten werden und dafür ist häufig auch der Aufbau von Nähe wichtig.

Markus Bachmann: Im stationären Setting waren wir aufgrund der Massnahmen gezwungen, die gesamten Abläufe zu hinterfragen. Wir konnten nicht mehr mit grossen Gruppen arbeiten und beispielsweise die Mahlzeiten einnehmen. Und hier habe ich wirklich gestaunt, wie kreativ das gesamte Team in der Lösungsfindung war. Kleingruppen wurden gebildet, Angebote konnten erweitert werden usw. Wir mussten vor allem den Freizeitbereich der Klient:innen neu planen, weil draussen alles geschlossen war. Wir waren 24 Stunden im Haus und mussten etwas machen, damit uns das Dach nicht auf den Kopf fiel. Das normale Therapieprogramm wurde etwas zurückgefahren und wir verbrachten mehr Zeit mit den Klient:innen. Das war wirklich spannend. Wir holten Spielkisten aus dem Keller, spielten gemeinsam Badminton, woraus sich eine tolle Atmosphäre zwischen den Klient:innen und dem Team ergab. Wir versuchten dies beizubehalten, jedoch war ich etwas ernüchtert, wie schnell wir wieder in den «normalen» Modus zurückfielen. Trotzdem war eine hohe Flexibilität da, um einander zu unterstützen. Man ist als Team zusammengewachsen. Aktuell ist dies etwas eingeschlafen und ich hoffe, dass wir es wieder zurückholen können. Was weiter bleibt, sind Teamsitzungen per Zoom, gerade für das Team des begleiteten Wohnens und der Nachsorge, welches nicht immer vor Ort ist. Wir mussten jedoch unsere IT aufrüsten, damit dies möglich wurde. Was weiter bleibt, ist die Sensibilisierung für den stationären Bereich. Wir haben lange darüber diskutiert, was passiert, wenn es Ansteckungen im Team gibt und dadurch viele Ausfälle entstehen. Kann der Betrieb aufrechterhalten werden? Dabei haben wir präventive Massnahmen erarbeitet, die zum Tragen kommen würden und wir sind aktuell nun viel besser vorbereitet. Insbesondere in der Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden sind Fragen aufgetaucht. Wir mussten arbeitsrechtlich bezüglich Homeoffice, Quarantäne-Regelungen, Umgang mit Minusstunden etc. einiges klären, auch zu Erwartungen von Mitarbeitenden vs. Kulanz und betrieblichen Möglichkeiten als Arbeitgeber. Mittlerweile haben wir eine klare und kommunizierte Haltung, welche für unsere Mitarbeitenden zur Orientierung wichtig ist. Es ist ein Unterschied, ob man im stationären Bereich vor Ort arbeiten muss oder in der Prävention tätig ist, wo Homeoffice viel besser möglich ist. Hier mussten wir vonseiten der Leitung klar kommunizieren. Dies hilft uns für die Zukunft.

Klare Botschaften schaffen neue Räume zur Mitbestimmung

Ursula Hellmüller: Bei uns ist es ähnlich. Gerade die Haltungsfragen bezüglich Corona waren ein Seiltanz zwischen genug Raum lassen, aber auch nicht endlos Raum geben. Man musste sich wieder auf das Kerngeschäft konzentrieren, um sich nicht allzu stark behindern zu lassen. Wichtig ist eine klare Botschaft, wie es läuft und dadurch entstehen wieder neue Räume zur Mitbestimmung. Dies ist ebenfalls bei anderen Themen der Fall. Wir konnten üben, wie es ist, wenn ein Thema emotional so stark besetzt ist. Wir werden beispielsweise weiterhin Homeoffice machen und haben diesbezüglich eine klare Regelung in Abhängigkeit der Stellenprozente ins Personalreglement aufgenommen. Gewisse Abteilungen verfügen über kein Homeoffice und andere können wiederum mehr von zu Hause arbeiten. Zusätzlich haben wir unsere Tools aufgerüstet und werden dies auch weiterhin tun. Gerade Sitzungen mit externen Personen, die lange anreisen müssten, sind dadurch viel effizienter und es bleibt mehr Zeit für die Menschen oder für das, was sonst oft liegen bleibt. Daraus konnten wir einen grossen Vorteil ziehen.

Christian Ryer: Ich habe mir zuvor überlegt, was wir überhaupt aufgegeben haben, was durch die Pandemie ausgelöst wurde. Wir brauchen eigentlich alles in der Zusammenarbeit online oder im Kontakt mit Kund:innen und Klient:innen noch. Wir sind noch gar nicht aus diesem Modus herausgekommen und bereits wieder voll drin. Es ist eine nachhaltige Investition, die sich auszahlt. Mit dem Homeoffice konnten wir nun viele Erfahrungen sammeln. Was liegt drin, damit die Teams nicht auseinanderfallen. Gerade im Bereich der Prävention ist beispielsweise die physische Durchführung eines Workshops, um gemeinsam etwas zu erarbeiten, fruchtbarer, weil «das Haptische» dabei weiterhin wichtig bleibt. Gleichzeitig kann für einen Informationsaustausch problemlos eine Sitzung online durchgeführt werden. Ebenfalls ist eine sehr klare interne Kommunikation wichtig damit die Mitarbeitenden wissen, woran sie sind. Wir haben die Maskenpflicht nie aufgehoben, was rückblickend als wertvoll wahrgenommen wird. Das Klar-Sein in der Führung und in der Kommunikation war wichtig, jeweils immer angepasst auf die Situation.

Digitale-Angebote in der Zusammenarbeit mit der Klientel

Sandra Bärtschi: Wenn wir nochmals auf die Klient:innen zurückkommen. Wo konnten sich die digitalen Angebote in der Zusammenarbeit mit den Klient:innen gut etablieren und wo stossen diese an Grenzen?

Ursula Hellmüller: Unsere Klient:innen haben alle Handys. Dies ist kein Problem. Hochschwelligere Klient:innen, häufig mit Alkoholproblemen, die noch integriert oder teilweise integriert sind, sind für die Online-Beratung gut ausgerüstet. Der Partner oder die Partnerin

weiss jedoch nicht immer von den Problemen und deshalb ist eine Beratung zu Hause auch nicht in jedem Fall möglich. Dort gibt es schon Einschränkungen. Einige Klient:innen fanden es angenehmer zu Beginn die Beratung online zu machen. Sie trauten sich mehr zu sagen, um was es geht und sie schämten sich weniger aufgrund der Distanz. Unsere niederschwelligen Klient:innen aus der Stadtküche, der Kontakt- und Anlaufstelle und dem Beschäftigungsprogramm haben grossmehrheitlich keinen Computer zu Hause. Sie waren nicht erreichbar über Videokonferenzen, jedoch lieben sie WhatsApp für die Verschiebung von Terminen oder wenn sie zu spät kommen bzw. gar nicht kommen. Seit alle Mitarbeitenden von der Beratung mit Handys ausgestattet wurden, werden sie wenigstens darüber informiert, wenn jemand später oder gar nicht kommt. Dadurch kann man sich besser auf die Situation einstellen, denn zuvor haben unsere Mitarbeitenden teilweise eine halbe Stunde oder mehr auf die Klientel gewartet. Ein Handy reicht aus, um das Nötigste zu machen. Man muss sich jedoch schon bewusst sein, dass Videokonferenzen nicht jedermanns Sache sind.

Christian Ryser: Bei uns war es ebenfalls sehr heterogen. Einige Klient:innen nutzten die Situation, um etwas abzutauchen. Andere wiederum waren froh, dass sie überhaupt noch in Kontakt bleiben konnten. Spannend war natürlich auch die Perspektive der Berater:innen. Zu Beginn wurde es als viel anstrengender wahrgenommen, Online-Beratungen durchzuführen. Physisch macht man sechs bis acht Beratungen pro Tag relativ routiniert, aber online ist dies noch einmal ein ganz anderer Anspruch, v. a. wenn man nicht geübt ist.

Markus Bachmann: Im stationären Bereich war es kein grosses Thema. Die Klient:innen sowie das Team waren vor Ort. Die Nachsorge wurde zum Teil per Zoom durchgeführt. Bei den meisten erfolgte dies über das Handy oder den Laptop.

Christian Ryser: Mit unsern Klient:innen mussten wir verschiedentlich auch Therapieziele verschieben bzw. anpassen. Wenn dies gerade mit einer komplexer werdenden Situation aufgrund der Pandemie zusammenfiel und der Klient bzw. die Klienten nicht mehr erreichbar war, dann hat sich die gesamte Situation verschlimmert. Bei Klient:innen, die ansonsten schon komplexere Geschichten aufwiesen und dann noch formatbedingt schwieriger erreichbar waren, wurde es teilweise wirklich anspruchsvoll, wodurch sich für den Klienten bzw. die Klientin und dessen bzw. deren Umfeld die Situation sicherlich verschlechterte.

Walter Rohrbach: Wir kommen schon fast zum Ende dieses Fachgesprächs. Was mich noch interessieren würde, was hat euch in der Krise überrascht bzw. erstaunt? Was sind die Lehren aus dieser Ausnahmesituation? Sind neue Leistungen bzw. neue Projekte oder neue Sichtweisen auf gewisse Dinge dank der Krise entstanden?

Corona – eine emotionale Gratwanderung

Markus Bachmann: Ich habe einige Dinge bereits erwähnt, beispielsweise die IT-Entwicklungen, die dadurch entstanden sind. Was mich schon überrascht hat, war die emotionale Seite, welche unsere Arbeit stark prägte. Wir diskutierten zuvor manchmal mit Arbeitskolleg:innen oder Mitarbeiter:innen über Ernährung oder nachhaltige Ferien etc. Aber was hier mit den Themen «Impfen vs. Nicht-Impfen» und «Testen vs. Nicht-Testen» auf uns zukam, das hat mich erstaunt. Wir haben unter den Mitarbeitenden gut ausgebildete Personen, die jedoch teilweise Thesen vertraten, wo ich nachfragen musste, woher sie diese Informationen hatten und wie sie sie überprüften. Es war für mich schwierig nachzuvollziehen, dass sich gewisse Personen dadurch so verunsichern liessen. Ich nahm dies ernst, beispielsweise bei jungen Mitarbeitenden mit der Angst vor Zeugungsunfähigkeit. Ein Mitarbeiter liess sich aus diesem Grund sehr lange nicht impfen. Damit umzugehen war schwierig. Ich habe selber eine persönliche Haltung, bin gleichzeitig in der Leitung und sollte deshalb mit der eigenen Meinung zurückhaltend sein. Christian, du hast gesagt, dass es eine Gratwanderung war. Ich konnte es einige Male nicht unterlassen, meine persönliche Meinung im Team zu platzieren und zu sagen, nun spreche ich einfach als Markus und teile mit, was ich davon halte. Ich respektiere grundsätzlich andere persönliche Haltungen bzw. Befindlichkeiten. Trotzdem muss man sein Arbeitssetting reflektieren. Wir arbeiten nicht isoliert, sondern zusammen mit Menschen in einem sozialen Bereich, eng im Team und nahe bei der Klientel. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass dieser Fakt hinter die persönlichen Bedürfnisse gestellt wurde. Wir hatten zu Beginn eine schlechte Impfquote und kamen nicht einmal auf 50 % im Team. Ich konnte dies nur schwer nachvollziehen und versuchte immer wieder Inputs zu geben. In dieser Zeit lernte ich einige Mitarbeitende von einer neuen Seite kennen und war von deren Haltungen überrascht.

Der Schutz der Klientel hat Priorität

Christian Ryser: Wir hatten diesbezüglich nicht so grosse Probleme. Unsere Impfquote ist hoch. Und trotzdem würde ich gerne noch auf Einzelne zugehen und versuchen, sie zum Impfen zu bewegen. Man merkt dies auch im privaten Umfeld, da kann ein gewisses Unverständnis für diese Personen aufkommen. Wie du bereits gesagt hast, arbeiten wir in einem gewissen Setting mit einem Auftrag. Entweder bekenne ich mich dazu oder ich kann nicht in diesem Setting arbeiten. Dies treibt mich noch um. Hier muss ich meine persönliche Überzeugung etwas zurückstellen. Wenn dann das Emotionale noch reinspielt, ist dies als Führungs- bzw. Leitungsperson wahnsinnig herausfordernd und geschieht häufiger als bei anderen Themen.

Ursula Hellmüller: Diese Erfahrungen teile ich ebenfalls. Unsere Impfquote ist gut. Aber auch bei uns gibt es Ungeimpfte und Mitarbeitende, welche ihre persönliche Befindlichkeit über das Kollektiv stellen. Man darf meiner Meinung nach generell und insbesondere in der Arbeit mit verletzlichen Gruppen nicht alles für sich privat lösen. Wir haben die Impfung immer empfohlen, bevor jedoch der Bundesrat keine Impfpflicht verordnet, können und wollen wir dies auch nicht. Trotzdem kam wahrscheinlich ein gewisser Druck von uns. Gleich-

zeitig versuchen wir Verständnis aufzubringen, weil Ängste dahinterstehen. Die unterschiedlichen Haltungen der Mitarbeitenden empfinde ich als grosse Herausforderung, denn ich möchte nicht stundenlang über Corona sprechen müssen. Nun haben wir aber trotzdem zusammen eine Stunde darüber gesprochen.

Mehr Flexibilität und Individualität – ein Vorteil in der Pandemie

Sandra Bärtschi: Eine letzte Frage würde mich noch interessieren. Ist das Thema der Stigmatisierung des Suchtbereichs in der Krise noch stärker in Erscheinung getreten? Wie habt ihr dies als Organisation oder als Führungspersonen erlebt?

Markus Bachmann: Der Suchtbereich wurde in unserer Region nicht prioritär behandelt. Wir waren nicht systemrelevant. Wir orientierten uns vor allem an den Heimempfehlungen von Curaviva. Über viele andere Zielgruppen konnte man mehr lesen oder hören. Das ist mein persönlicher Eindruck. Es war teilweise auch ein Vorteil, dass der Suchtbereich nicht zu stark im Fokus stand. Wir hatten dadurch etwas mehr Entscheidungsspielraum. Wir konnten gewisse für unsere Klient:innen wichtige Themen individuell aushandeln, beispielsweise die Ausgestaltung des Ausgangs oder der Urlaube.

Ursula Hellmüller: Bei uns war dies ähnlich. Wir wurden nicht als systemrelevant eingestuft, wie beispielsweise die Alters- und Pflegeheime. Ich konnte gut verstehen, dass dort mehr Not vorhanden war. Ich war auch froh darum, weil wir dadurch etwas mehr Flexibilität erhielten. Wir haben es individuell je nach Klient bzw. Klientin ausgelegt, in Abhängigkeit davon, ob mehr Öffnung oder mehr Schutz notwendig war. Ansonsten nahm ich in der Bevölkerung wieder mehr Solidarität für den Suchtbereich wahr. Wir erhielten mehr Kleiderspenden oder Freiwillige lieferten Mahlzeiten für das begleitete Wohnen aus, weil wir dort personelle Engpässe aufwiesen. Dies war beeindruckend. Ich hatte das Gefühl, dass es allen ähnlich erging. Im Lockdown wurde grundsätzlich viel konsumiert, gerade auch Alkohol. Allenfalls verstanden dadurch mehr Personen, wie es eigentlich ist, wenn man einsam ist bzw. auf sich selbst zurückgeworfen wird und mit seinen Problemen allein dasitzt.

Christian Ryser: Ich stelle einen Widerspruch fest. Wir wurden einerseits rasch als systemrelevant eingestuft. Gleichzeitig zeigte sich noch deutlicher, dass in angrenzenden Gebieten wie der psychologischen und psychotherapeutischen ambulanten Versorgung eine grosse Angebotslücke besteht. Es ist eine grosse Herausforderung, Sucht-Klient:innen, die dringend auch auf diese Angebote angewiesen wären, vor einer Verschlimmerung ihrer Situation zu bewahren. In diesem Sinne leidet die Suchthilfe mit, trotz dem öffentlichen Bekenntnis zu ihrer Wichtigkeit.